

III. Wiederholung

§ 19 *Noch einmal*

Wiederholung eines Wirklich-Gewesenen ist hoffnungslos unmöglich; es hatte seine Zeit.

Und doch wiederholt man so gern, was schön war. Manchmal auf der Stelle. Noch einmal! jubelt das Kind, das man herumgewirbelt hat; noch einmal setzen die Spieler die Figuren aufs Brett. Zu immer noch einem Tanz lockt die Musik.

Derartige Sofort-Wiederholungen stehen der Fortdauer nahe. Sie können das Nichtaufhörenwollen ausdrücken. Dann stehen sie unter dem Maß der Dauer, das einer Sache innewohnt und das noch nicht erschöpft ist oder das sie zu überschreiten drängen.

Wiederholungen ‚auf der Stelle‘ sind ein wenig den iterativen Aktionsarten verwandt wie flattern, tuckern, sticheln, wippen, die durch die ausgegrenzten Zwischenphasen etwas davon andeuten, daß ein Wirkliches sein Fortbestehen in abwechselnden oder pulsierenden Erscheinungsweisen zu vollführen pflegt.

Was die iterative Aktionsart und den von ihr extrem entfernten willentlichen Versuch, eine frühere Unternehmung wiederzuinszenieren, unter dem Titel Wiederholung vereint, ist die elementare Bedingung, daß es sich beim Wiederholten um einen je umgrenzten Vorgang handelt, der beginnt und endet. Das Ticken der Uhr läßt sich als einzelne, meßbare, winzige Hammerschläge vernehmen, selbst das weiche Tremolo eines Geigenstriches gibt

die einzelnen Wellen des Tons zu fassen – die indes so flach werden können, daß sie sich der hingestreckten Dauer des glatt gestrichenen Tons anlegen.

Noch im Schwinden der Zwischenphasen ins flache Fortbestehen hinein wird begreiflich, daß Wiederholung ein dynamischer aktueller Fortgang ist, ungefähr wie ein Ja zu etwas, ‚ja, so geht es‘. Immer steht sie im Zusammenhang mit einem Selben – das Ticken der Uhr, das Motiv im Musikstück, die Handlungen eines Menschen –, und käme das verbindende Selbe nicht zum Vorschein, so würden die auftretenden sich gleichenden Erscheinungen vom Ohr oder Auge des Beobachters gesammelt und auf ein Selbes hin vermutet werden.

Wenn etwas immer wieder erscheint, erwarten die Menschen, es bleibe dabei, weil sie es schnell als Wiederholung kraft eines Selben annehmen, das auf solche Weise sich zeigt: eine mythische Figur, oder ein Naturgesetz, das eine Wesenheit benennt. Nur so rechnen die Menschen damit, daß der Frühling wiederkommt, daß die Sonne wiederaufgeht.

Das Erkennen des Wiederholungsgeschehens geht nicht auf die Ursache, deren eigenständige Wirkung es wäre – wie die Sonne nicht die Ursache des Sonnenaufgangs ist –, sondern auf die Sache selbst, von der es eine Erscheinungsweise ist, auf das Selbe, das sich in wiederholter Gleichheit bekundet.

(Der Terminus ‚Wiederholung‘ wird mitunter in überschwemmender Weise verbreitert, indem die Bindung an ein Selbes wegfällt. Nachahmung eines Andern ist nicht Wiederholung, auch Nachvollzug, Nacherleben nicht. Ich lese eine Erzählung, dann „wiederhole“ ich nicht, was der Dichter ersonnen hat, ich sehe ein Kunstwerk, dann „wiederhole“ ich nicht, was den Künstler bewegt hat. Auch das sozusagen Gleichzeitigwerden einer vorgelebten religiö-

sen Lehre oder Lebensweise bringt man nicht durch „Wiederholung“ zustande, sondern vielleicht durch Zuhören, Hineindenken.

Man kann nicht wiederholen, was man nicht selbst getan hat. Sollen die Erstkläßler „wiederholen“, was der Lehrer ihnen soeben vorsagte, so ist das vorige Anhören bereits als erstes Glied des von ihnen selbst Wiederholbaren gerechnet.)

Wiederholung erscheint um so markanter, je stärker das Gleiche vom Ungleichen unterschieden, je schärfer ausgeprägt und je mannigfaltiger und ausgedehnter das Ungleiche dazwischen sich absetzt, ob rhythmisch oder unberechenbar. Manche Wiederholung wäre gelungen und nicht zur Enttäuschung geworden, wäre die Pause nur lange genug gewesen.

Es gehört zu den Künsten der Wiederholung, die rechten Pausen einzulegen, daß der Hunger wieder heranwächst. Daß die Feiertage ihren Abstand halten. Nietzsches Wiederholungswille hält sich das Gleiche lange genug vom Leibe!

Ambivalenz des Satthabens und der Unersättlichkeit.

„Der hat eine schlechte Konstitution“, urteilt Kierkegaard von dem, der zu schnell satt wurde.¹

So geht es zu, daß der eine noch voller Vitalität mitschwingt bei dem, was er wieder und wieder zu tun hat, während es dem anderen zur öden Routine wird.

Ins Wiederholen ergießt sich ungebrochene Lebenskraft, die an etwas nicht genug bekommt, oder verträumter Spieltrieb, oder bloß Stumpfsinn.

Bis in ihre heruntergekommenen Formen spricht Wiederholung allererst für das Vergnügen an etwas, für das unproblematische Gelingen, wie die Wiederholungen eines

¹ Kierkegaard, Die Wiederholung, Frankfurt a. M. 1984, 8.

Bühnenstücks, von dem die Beteiligten hoffen, daß es nicht bei der Premiere bleibt.

Auf der ganzen Skala der Wertsetzungen von unten bis oben klimpern die das Leben betreibenden Wiederholungen: solche, die als lästig aber nützlich empfunden werden wie das Training im Sport, die Etüden des Klavierschülers; tief befriedigend die motivischen Wiederholungen im Erklingen der Kompositionen.

Zu erkennen ist auch, welche Art von fortgesetzter Tätigkeit wann ein Ende haben muß, und wäre es die fabelhafteste Wiederholung wie die des Glasperlenspiels, die schließlich „zur leeren Übung und Formel“ wurde.²

Dann wieder gibt es aszetische Anschauungen von der heiligenden oder erleuchtungsfördernden Wirkung der regelmäßigen, repetitiven Tagesläufe, der monotonen Wiederholung bestimmter Worte.

Bei aller Ungleichwertigkeit haben diese Wiederholungen gemeinsam, daß es sie gibt. Es gibt sie unter denselben Bedingungen, wie es das Leben gibt: sie organisieren es, daß es im Gewirre des Vielfältigen vorankommt, sie sortieren die Möglichkeiten (wie es die Kategorien und Begriffe im Erkennen des Vergleichbaren tun), kräftigen die Zuneigungen, kultivieren die Abläufe, übersetzen das Gelebte vorzu ins Vorhaben und verklammern so das Leben in synkopischen Überschneidungen des Vergangenen und Zukünftigen.

So gibt es wirklich Wiederholung.

§ 20 Die Abstraktion

Formen des Früheren können zu Stilelementen des Lebens werden. Um so eher, je unkomplizierter und klarer

² H. Hesse, Glasperlenspiel, a. a. O. IX, 443.

sie erfaßt sind, je gewichtloser. So können ihre Umriss sich zur „Schönheit des Lebens“³ ausbilden, ihm Stil verleihen, Umständlichkeiten schlichten – oder in Gewöhnungen ausleiern.

Was wiederholt wird, ist ein bestimmtes *Muster*, das sich einem vorhergehenden Vorgang abnehmen läßt.

Also nicht *Angleichung*, *assimilatio*, die auf ein Urbild hinblickt, sondern *Abnahme* eines *Musters* geht hier vor.

Das *Muster* bleibt sich ziemlich gleich, sein Wiedereinsatz – die *Wiederholung* – füllt es neu aus, setzt sich veränderten Einflüssen aus, steht auf jeden Fall in veränderter Weltzeit. Durchschlagende *Ähnlichkeit* mit dem früheren Vorgang macht die *Wiederholung* als solche erkennbar.

So ist *Wiederholung* tätige *Abstraktion*: eine *Abstraktion* zwar, die nicht im *Geistigen* verbleibt, sondern sich alsbald neu konkretisiert.

Wird die *Abstraktion* nicht vollbracht, so verliert die *Wiederholung* ihre vorantreibende *Dynamik*; sie bleibt an dem Gebilde des vergangenen *Konkreten* hängen, um es wiederzuerzeugen.

Nicht was geschehen ist, nicht was gewesen ist, kann wiederholt werden, dem muß man den Glanz des Unwiederbringlichen lassen. „Das kommt nicht wieder.“ (§ 18) Hingegen: „Das machen wir wieder!“ sagen Menschen, wenn sie von etwas Gelungenem das *Muster* abziehen können für künftiges *Tun*.

Was man viele Male tut, ist jedesmal einmalig.

Wer ein Buch wiederliest, wiederholt nicht das Erlebnis seiner erstmaligen *Lektüre*. Das *Mehrmalige* untersteht der *Ordnungszahl* und ihrem *Komplott* mit der niegewesenen *Zeit*.

Die zweite *Berliner Reise* des *Constantin Constantius* (die

³ Kierkegaard, *Die Wiederholung*, a. a. O. 8.

Kierkegaard selbst als „Parodie“ versteht,⁴ und einen „Fruchtlosen Versuch“ nennt [früherer Untertitel]), muß die Unmöglichkeit einer Wiederholung des Gleichen erweisen. Das Gleiche wäre auf derselben Ebene des Empirischen („Ästhetischen“) zu suchen.

Doch da müßten die gesamten damaligen Zeitumstände, der gesamte Bestand und Stand der Dinge mitsamt diesem Gewesenen wiederholt werden. Da aber dann auch der Kierkegaard des ersten Berlinbesuchs mit wiederholt werden müßte, wäre die Wiederholung für ihn annulliert. Er wäre gar nicht der, der ein zweites Mal das Königstädter Theater besucht, sondern, ihm unerkennbar, ein zweites Mal derselbe, der die Aufführung erstmals erlebt.

So etwas sagt Kierkegaard freilich nicht, aber sein „Experiment“ ist wirklich so angelegt, indem er Zug um Zug des zweiten Aufenthalts nach dem konkret vorgestellten ersten bemißt.

Es ist die krasse Beschreibung all der nichtabstrahierten Wiederholungen, bei denen man ein früheres Erlebnis wiederaufzulegen versucht. Von dessen komplexer Individualität gefesselt, wird man nichts Neues aufkommen lassen und das alte zugrunde richten. Stellt man am Ferienort vom Vorjahr Vergleiche an mit dem vorigen Mal, so erlebt man gar nichts außer Enttäuschung.

Das „nach vorwärts“ Erinnernte⁵ drängt sich dann vor. Das konkrete Gewesene wird aus seiner Vergangenheit hervorgeholt und vorgekommen, als könnte es ein Zukommendes sein.

Wenn Wiederholungen das Gewesene im Blick haben, statt Fortsetzung des Lebens zu sein, werden sie langsam mürrisch; und umgekehrt: verschlissene, fadenscheinige

⁴ Tagebuch, Pap B 117.

⁵ Die Wiederholung, 7.

Wiederholungen lassen das Vormalige durchscheinen. Zuletzt gibt es nicht einmal mehr den enttäuschenden Vergleich mit dem strahlenden Früheren, sondern bloß noch das Durchscheinen des Vielmaligen, Wiederholung der Wiederholung. Der fade Geschmack täglich wiederholter Verrichtungen soll manchem ein hinreichender Grund gewesen sein, sich das Leben zu nehmen.

Zahlreiche Wiederholungen – und das heißt Älterwerden –, legen wie Durchschlagpapier die gleichen Ereignisse übereinander, weshalb dann ‚die Zeit so schnell vergeht‘.

Es muß nicht so sein.

Die Erwartung des niegewesenen Diesmaligen kann durch das Wieder noch höher gespannt, noch empfänglicher bereitet sein.

Das Wieder kann fernher orchestriert sein von Erinnerungen wie die an ein Jahresfest, aber sie treten nicht vor; ihr Werk ist nichts als die Resonanz des Bewußtseins vom Wieder, darin sie nicht verloren aber vergessen, und das heißt: nicht ‚vorgestellt‘ sind. „Seit zehn Jahren nie heimgekehrt (habe ich) den gegangenen Weg hierher vergessen“, so zitiert Ohashi das „Gedicht eines alten Weisen, der tief im Gebirge, frei wie der Wind lebt“.⁶

Werden Erinnerungen ‚vorgestellt‘, so besetzen sie das Vor-mir des Niegewesenen. Das kann sinnvoll sein im neuen Geschehen des Erzählens oder des Denkens. Nicht aber, um das Gewesene wiederzuhaben. Man ‚hat‘ es anders. Nicht die Wirklichkeit, aber die Wahrheit des Gewe-

⁶ R. Ohashi, *Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik. Zur Idee einer Phänomenologie des Ortes*, Freiburg/München 1984, 198. – Diese Ortsanalyse folgt einer anderen Konzeption als das vorliegende Buch. Verkürzt gesagt, ist bei Ohashi der Ort nicht eine Kombination von Nichts und Etwas, sondern rein Nichts. „Augenblicksstätte“; „das Absolute“; „Ort des Nichts“ *und* auch „Ort als Nichts“. Siehe auch ders., *Ort des Augenblicks, in: Sein und Nichts*, mit Heinrich Rombachs und Kōichi Tsujimura, Basel 1981, 56 f.

senen hat Zugang zur Gegenwart. ‚Heimkehr‘ nicht im Vergangenen suchen zu müssen, Wohltat des nicht mehr Zurückmüssens, frei entronnen zu sein: das blitzt durchs Bewußtsein als jederzeit ganz unwirklich freie Gegenwart, die ich bin.

§ 21 Wiederhaben

„Was wiederholt wird, ist gewesen, sonst könnte es nicht wiederholt werden“, argumentiert Kierkegaard.⁷

Aber das Gewesene kann gar nicht wiederholt werden, nur irgendein Muster oder Schema davon. So ist die Wiederholung ein Anderes, Ähnliches, nicht mit dem Gewesenen gleich. Das durchweg verglichene Gleiche könnte freilich nur das Gewesene selbst sein. Nur dieses ist völlig mit sich selbst gleich.

„Wenn man sagt, das Leben ist eine Wiederholung, dann sagt man, das Dasein, welches dagewesen ist, wird nun daseiend.“ (Ebd.)

Gewiß denkt Kierkegaard die Wiederholung auf einer höheren transzendenten, religiösen Ebene abzutragen, wo allein sie nach seinem Sinn möglich ist. Jedenfalls will sie das Gewesene der Vergangenheit entreißen, sie ist als Wiederhaben gedacht.

Im Negativbild erscheint sie als Wiederverlieren, in der düsteren Vorstellung, aus einem Traum zu erwachen, „um das Leben unaufhaltsam und treulos alles wieder nehmen zu lassen, was es gab, ohne daß es eine Wiedergabe, eine Wiederholung gäbe“ (43). Und auf anderer Ebene: „Bekam ich nicht alles wieder?“ (71)

Etwas Verlorenes wiederbekommen wollen, einen Men-

⁷ Die Wiederholung, 23.

schen wiederfinden, warum ist das so ganz anders als: etwas selbst Gelebtes wiederhaben wollen?

Das verlorene Ding, der entschwundene Mensch, außer mir, befindet sich an einem entlegenen Ort; vielleicht *wird* einen der Weg dorthin führen.

Das Gelebte, Vergangene ist weder an einem Ort noch an keinem: es ist in der Wahrheit. Es ändert sich nicht mehr. So ist das Vergangene unvergänglich.

„Was dagewesen ist, wird nun daseiend“? Wie das? Daseiend bin *ich*. Das Gewesene als mein Erlebtes kann nicht selbst „daseiend“ werden. Also will ich es „wiederhaben“? *Als* Gewesenes – nicht Daseiendes – habe ich es ohnehin.

Was ich erlebt habe, gewesen bin, hat meine Kenntlichkeit gemeißelt (§ 12 f.). Es macht mich in der Welt erkennbar.

Und ich kenne es; es liegt oben oder unten in meinem Gedächtnis.

Ich kann ihm nachsinnen, in Trauer, mit Befriedigung, dankbar, beschämt, bedrückt, belustigt.

Man kann sich in Erinnerungen verfangen, sie können einen strangulieren. Dann sind sie unwahr. Dann will man das Gewesene nicht aus der Wirklichkeit in die Wahrheit entlassen.

Nur befreiende, lebenlassende Erinnerungen sind wahr.

Wenn sie wahr sind, *hat* man das Gewesene als das, was man kennt. Man hat es als reines Kennen – da es in der Wahrheit ist.

Darum, gerade dann, wenn man Erlebtes aus dem Zeitstrang und aus den Ursächlichkeiten, den fortwirkenden Folgen abgelöst hat, kann es einen berühren, können „leise Schauer wetterleuchtend“⁸ heranziehen, aber es ist kein

⁸ Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.

Wiederhaben, kein Herüberzerren, es „schweigt der Menschen laute Lust“, es ist ein Durchwobensein von Unvergänglichem.

Aber wiederbelebt auf irgendeiner Ebene, wiederverwirklicht gegenwärtig, kann ich das Gewesene nicht zulassen, denn da stehe ich ihm im Wege: die Gegenwart bin ich.

Es kommt vor, daß ein Erinnerungsbild einem jählings dicht vor Augen steht – das ist ein wenig wie wenn die Perspektive nicht mehr stimmte, wie wenn die Dinge naturgroß ins Auge sprengten, fast unausdenkbares Entsetzen, nur schattenhaft zu ahnen, wenn ein Berg – erst klein an den Horizont getuscht, dann verdeckt, nach einer Kurve plötzlich riesenhaft nahegerückt erscheint.

Entsetzlicher wäre es, wenn das Gewesene aus seiner Vergangenheit ausbrechen und die Gegenwart verheeren würde. Aber es ist ein Alptraum. Gegenwart ist reines Dasein, nicht überrollt von Vergangenenem, auch nicht von Künftigem, Gegenwart ist: davon frei sein, bloß da.

Gegenwart ist nicht ein Teil abstrakter Zeit. Sie ist das Dasein selbst. Darum ist für das Dasein immer Gegenwart.

Ob das kürzlich Gewesene seiner Nähe wegen im „Griff“ der „Retention“ enthalten die Umsicht der Gegenwart bevölkert, oder ob es als Vergangenes, als „abgelaufene Phase“ (Husserl) zum Objekt der Erinnerung absinkt: immer ist die Gegenwart das Dasein selbst, nicht Schnitt zwischen Vergangenheit und Zukunft, nicht Zwischenzeit.

Das Gewesene des Daseins ist nicht es selbst, etwas von ihm, das ihm verlorenging; sondern es sind Aufenthalte an Orten, an denen man gewesen ist, Veränderungen, die man durchlaufen hat.

Dasein ist Bewegung, Gegenwart steht nicht. Nur Vergan-

genes und Künftiges bewegt sich nicht. Auch wenn die Weile am Ort Ewigkeitscharakter annimmt, die Weile ist endlich.

Sie könnte nicht endlich sein, wenn das Dasein nicht Bewegung wäre, sie nimmt ein Ende, weil das Dasein weitergeht, an einen andern Ort.

„Inmitten aller sichtbaren Formen seh ich den lichten Tag
während ich ziehe von Ort zu Ort.“

Maislied der Osage-Indianer

Dasein, als Hiersein am Ort, ist mit dem Ort nicht identisch, dieser Kombination aus Nichts und Etwas, aus umgebendem Anderem, bei dem ich jetzt gerade bin.

Ich bin das Andere nicht. Nicht das Andere meines Ortes, nicht das Andere meiner Veränderungen. Ich bin da, bin hier, ich komme und gehe und komme, sonst nichts. Das Übrige wird mir gegeben. Der Wanderer ist nicht der Weg und nicht die Landschaft und nicht die Begegnung, er erwandert, erfährt, erkennt, erzählt.

Ich bin nicht ich, ich bin *da*. Ich halte mich nur durch Anderes, durch Veränderung, wie ein Schwimmer durch Bewegung.

Ohne da, ohne wo, ohne Anderes, bei dem ich sein kann, bin ich nicht.

Ich selbst bin leer von Anderem, ich nehme es nicht ein – es wäre sonst nicht mehr das Andere für mich (§ 9) –, und bin von Anderem uneinnehmbar. Sonst wäre ich nicht mehr dessen Anderes. Ich bin, aber bin nicht Ich. Keine Tautologie. Nichts von mir selbst zu sagen. Nichts mit mir selbst anzufangen.

Leer, aber da. Leer, aber so intensiv. Nicht auffüllbar. Sonst wäre ich zu.

Dieses Leersein zu halten, zu bleiben, ist eines Menschen Integrität, seine Stärke, Reinheit, nicht zu korrumpieren.

§ 22 *Das Niegewesene*

Bewegung ist immer *Vorgang*. Dasein, selbst in der tiefsten Stille, bewegt sich vor, seine Richtung ist es selbst als sich wirkende Erneuerung. Blicke es stehen, wäre es am Ende.

Dasein, das Gegenwart ist, geht ständig über sich hinaus in die Zukunft, die es nicht ist; sie ist zwar auch nicht das Andere dieses Daseins, aber gehört *allen*.

Aus dem unendlichen Nichts der Zukunft schöpfend, in das alle eintauchen, faßt sich das einzelne Dasein Zug um Zug erneuert. Fort und fort taucht es vertrauensvoll in diese gemeinsame Nichts-Einheit der Möglichkeiten aller, um erneut wirklich, unterschieden, dazusein mit den Andern.

Die Bewegtheit des Daseins wird durch sein je angekommenes Hiersein zugleich in Ruhe gebettet. Die Anderen, mit denen man ist, geben den Aufenthalt am Ort, die umgängliche Ausbreitung, die faszinierende Weile.

Man sieht nur das Angekommensein, nicht den Vorgang, man sieht das Wirken im Ergebnis, als das Gewirkte, immer einen Schritt verspätet. Zukunftspläne, im Blick, im Griff, im Gang befindliche Tätigkeiten verdecken die namenlose Tiefe des Nichts vor jedem Schritt, auf der breitenlosen Linie des Vorzu.

Der Zeitsinn der Bewegung – da Vorbewegung – ist somit unumkehrbar. Ursachen und Wirkungen können sich vertauschen, Geschehnisse im *nach*hinein umgewertet werden, Expansionen und Zusammenfälle des Universums einander *folgen*: ein „Zeitrücklauf“ ist es nie. Gegenwart geht vor. Man kann es anstellen wie man will, an denselben Ort zurückkehren, falls es ihn noch gibt; aber an denselben Zeitpunkt kann man nicht zurück.

Daß man unter Umständen an Orte zurückkehren kann,

gibt ihnen den Charakter des Gleichbleibenden, oder wenigstens den Akzent. Darum erschreckt es, wenn sie verschwunden sind, verwüstet, die Stätte leer; wenn sie verändert sind, einen nicht mehr aufnehmen. Es erschreckt, weil man ihnen Beständigkeit zutraut, weil ihr Wesen das Bleibende ist, das Bereitliegende, die Ruhe.

Darum sind in der Erinnerung die Orte wichtig. Ihr Zauber verweht nicht.

...„doch izzt mahnt die Vergessenen / Hier die Stelle des Abschieds, / Es erwarmet ein Herz in uns.“⁹

Das Datum, die Zeitordnung kann außer acht bleiben. Die Frage: Wann war das? Das war damals als ich ... pflockt das Gewesene in den Lebenslauf und bezieht es auf die Gegenwart, verhindert das Freigeben in die Wahrheit (§ 21).

Das Dasein selbst ist nie ein Gewesenes. Immer ein Niegewesenes. Dasein geht vor.

Die Gegenwart allein ist Bewegung, da sie das Dasein selbst ist. In jedem Atemzug, bei jedem Schritt: niegewesen.

Welch ungeheurer Schritt. Der erst wahr wird, wenn er getan wird. Daß jeder Schritt seine Richtung erfindet, merkt man oft nicht, weil man meist Arm in Arm mit den Umständen dahintrabt, wie es sich ergibt. Daß jeder Schritt, jeder Atemzug niegewesen ist, merkt man oft nicht, weil sich so vieles Ähnliche wiederholt.

So grell, so blendend ist die Neuheit des Lebens, daß wir uns in die Wiederholungen einwickeln, weil wir gern nur an das Gewöhnliche glauben.

⁹ Hölderlin, Der Abschied, Zweite Fassung.

§ 23 *Das Neue*

Zu Ehren der Wiederholung setzt Kierkegaard das Neue herab. „Denn es ist nur das Neue, dessen man überdrüssig wird, nie das Alte.“ Und er fährt fort, nur wenn man sich einbilde, die Wiederholung solle etwas Neues sein, werde man ihrer müde.¹⁰

Was hier unerwünscht ist, ist das Unbekannte, Neuartige, Erstmalige, das man noch nicht gezähmt hat in der „einförmig“ sich wiederholenden „beständigen Ordnung“ der Lebensführung (46 f.). Allerdings gibt es keine Wiederholung ohne das Erstmalige. Ohne Premiere kann das Stück nicht wiederholt werden. Dem Rechnung zu tragen, läßt Kierkegaard das „Neue“ in Jugend-Kürze erledigt sein, wonach man erst richtig zu leben beginne, „wenn man das Leben umsegelt hat“ und alles „schon kennt“ (8).

Alles schon zu kennen ist das Gegenstück zu der Sucht nach Neuem, das auf jeden Fall gepriesen wird, nur weil es das Neue ist. Die beiden Gegenansichten stehen auf derselben Ebene und verkennen die Neuheit. Sie kennen nur deren Abart, das Neuartige, dem sie mit entgegengesetzter Bewertung „immer das Gleiche“ gegenüberstellen.

Wenn man begriffe, wie absolut neu jeder Daseinsmoment ist. Die Neuerungssüchtigen, die auf ständig neue Dinge, Produkte, Geschehnisse erpicht sind, ahnen etwas davon, nur daß sie es auf die verschiedenartigen Sachen übertragen, um durch sie ihr ‚Lebensgefühl‘ zu mobilisieren.

Sie überspringen das eigene Leben und die Erfahrung, daß auch die Scharen des unvermeidlich Gleich(Ähnlich)bleibenden nicht minder neu sind Zug um Zug, wenn man es nur wahrnimmt.

„Was Neues hat sie nicht gelernt“, sagt Goethe von der

¹⁰ Kierkegaard, *Die Wiederholung*, 8.

Nachtigall, „singt alte liebe Lieder“ – aber sie singt sie neu im neuen Frühling.

Dennoch braucht man immer wieder auch die Demonstration der Neuheit des Lebens, durch entgegretretendes Neuartiges, und von Zeit zu Zeit übermannt einen der Drang, ‚ein neues Leben anzufangen‘, etwas darin von Grund auf zu erneuern, eben zu ändern, um die eigene Neuheit zu erproben.

Man kann das gelebte Leben jedoch nicht ‚von vorn anfangen‘, es wäre unwahr. Was vergangen ist, ist in der Wahrheit.

Man kann nur Neues anfangen.

Ein neues Leben anfangen kann nur, wer schon lebt, auf dem Boden des Bisherigen.

Neues als neu erfahren kann nur, wer schon Gewesenes kennt.

Neuwerden, Neues erleben ist wie eine fortgesetzte, partielle – kleine oder große – Regeneration, die vom Gewesenen nicht abreißt.

Das *Neuartige* ist vom Gleichbleibenden, Wiederholten nicht scharf, nur schwerpunktmäßig zu trennen. Das Neuartige ist in der Tat kaum so gänzlich unbekannt, daß es nicht an Bekanntes rühren würde,¹¹ und dem Wiederholten Gleichen (Ähnlichen) – da eingeflochten in das buntwechselnde Weltgewirr – setzt sich immer einmal ein wenig anderes zu.

Beidem gemeinsam bleibt die absolute Neuheit des Noch-nie-gewesenseins.

Wie die Wiederholung ihre „Schönheit“ hat (§ 20), so bringt das Neuartige – seinen künftigen möglichen Wiederholungen voraus – die Erstmaligkeit mit sich. Sie ist unersetzlich.

¹¹ Vgl. Husserl, *Cartesianische Meditationen*, Den Haag 1963, 113, 25-27.

Doch selbst die Erstmaligkeit läßt sich im Wiedererkennen wiederaufnehmen. Der erste Schnee des Lebens oder der erste Schnee in diesem Winter: Neuschnee, frisch, verwundernd, mehr denn je.

Um wirklich das Erstmalige bis auf den Grund zu erfahren, muß man da nicht alles Seiende, die altgewordene Welt des Gewordenen transzendieren, zurückgehen bis zu ihrem Ursprung? Abtr dieser Ursprung wäre doch das bereits Gehabte, nicht erstmalig. Man muß ihn lassen. Man muß den Ursprung zum Anfang machen, wenn man quellfrisch Neues schlürfen will. Der liegt aber nicht zurück, nicht hinter dem Gewordenen, sondern vor mir immer und immer wieder. Transzendenz genug mit jedem Anfang: Das Ende transzendieren. Was nicht begrenzt und endlich ist, entfließt wesenlos. Das Ende macht wahr. Der Anfang macht neu.

Zwei Erfahrungen, entgegengesetzt und unzertrennlich: das Erstmalige und das Wieder – das Neue und das Gleiche – halten das Leben in Gang. Und ihre gute Kombination mag ein Grundproblem gelingender Lebensgestalt sein.

Das Neue geht nie aus, und der Mensch wäre für eine Ewigkeit versorgt mit Überraschungen und erstmaligem Tun und Begegnen, Erkennen.

Das ist freilich nicht die Kierkegaardsche religiöse Wiederholung in der „Innerlichkeit“, sondern verbleibt in den irdischen Bildern der weltlichen unendlichen Vielfalt, der „dritten Unendlichkeit“ Pascals.¹²

Dieser entzieht man sich entschlossen, wenn man feststellt, daß man alles schon kennt, weil es doch nur von derselben Sorte ist.

Die „dritte Unendlichkeit“, die „diversité“, ist weltlich,

¹² frg. 114.

ist äußerlich, wie einem denn alles Neue von außen kommt.

Der kleine Stern Erde hat ausgereicht, eine Welt von Wundern aufzurollen. Es ist nicht nötig, sich von den irdischen Bildern zu befreien, deren jedes eine Unermeßlichkeit von Transzendenz anspinnt. Die Erde ist dem Menschen Ort des Lebens, der bereits das Universum überstrahlt ... mit den Gedanken und Imaginationen, die seinem Boden ent wachsen.

Das Neue ist erstaunlich, blank und unermüdend, wenn es das Bild und Gleichnis des Vertrauten, die Dimension der Vielfalt, nicht vernichtet, sondern in sie einfällt, um ihr vertraut zu werden. Das Neue, immer Andere, ist nicht das Fremde, sondern das Wunderbare.

Als ob, was da unversehens hereinfällt, immer so wunderbar wäre? ist es doch nicht selten eine Katastrophe, eine böse Überraschung?

Dennoch hoffen die Menschen vom Neuen, daß es wunderbar ist. Es hält lebendig. Hoffen hat etymologisch mit „aufspringen“, „aufhorchen“ (das Wild verhofft – bleibt stehen und horcht), mit „aufhüpfen“ zu tun.

Noch in der einfachsten *Neugier* glitzert ein Funke von dieser Hoffnung, die der Enttäuschung wie eine wachsameselbstkorrektur voraus- und nachläuft.

§ 24 Hoffnung

Die Hoffnung erleuchtet die Zukunft, soweit sie eben selber reicht: Das Reich der Hoffnung ist *von ihr bestimmte* Zukunft und nicht die Reichweite eines Scheinwerfers, der unverlesen aufdeckt, was bis dahin im Dunkeln lag.

Denn was die Hoffnung ihrem Wesen nach ausschließt, ist

das Schlechte, das Unheil, auch die Enttäuschung: solches *kann* man nicht hoffen.

Eine Spur von Einfalt, von Gutmütigkeit haftet dem an, der von Hoffnung spricht, gegenüber dem Zyniker, oder dem ‚Realisten‘, der das „Höllentartige“ der Welt nachweist und, nicht ohne Grund, feststellt: „so täuscht uns also bald die Hoffnung, bald das Gehoffte“.¹³

Wer die Hoffnung fahren läßt, schont freilich seine Gemütsbewegungen, erspart sich manch schneidenden Enttäuschungsschmerz.

Nun handelt es sich aber bei der Hoffnung nicht um eine unkritische Zufriedenheit mit den Zuständen der Welt – Hoffnung sagt nichts aus über das Faktische, sie ist, was auf Zukunft entworfen ist.

Einfalt könnte man der Hoffnung nachsagen, weil sie immer noch nicht belehrt ist von den Enttäuschungen der Realität, doch der Unwahrhaftigkeit ist sie nicht verdächtig. Sie behauptet nichts und verspricht nichts. Der Mensch, der hofft, weiß die Möglichkeit der Enttäuschung ebenso genau wie die der Erfüllung. Nur für den Nichthoffenden verschwimmt beides.

Der Hoffende ist entschieden, ihm ist ‚nicht alles gleich‘.

Indem er Bestimmtes, Erwünschtes, Gutes in die Zukunft hineinschreibt, macht er die Zukunft notwendig, begründet er sie.

Denn wenn Hoffnung zu Taten anregt, Vorgestelltes herbeizuführen, so geleitet sie das ersehene Mögliche bis an die Schwelle der Verwirklichung, und ist es eingetreten, so ist sie schon still weitergegangen.

Hoffnung ist immer überfließend und weiter gehend als

¹³ Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band, Ergänzungen zum vierten Buch, Kap. 46.

ihre eigenen bestimmtesten Erwartungen. Sie ist nicht auf exakte Erfüllung fixiert. Und selbst wenn es genauso kommt, wie erhofft, ist „das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend“.¹⁴

Vielleicht eine reinere Überraschung als das Unerwartete, das erst einmal aufprallt und einem die Sprache verschlägt. Die Erfüllung des Erhofften fällt in die Freundlichkeit eines Wesens, das mit dem Eintretenden umzugehen weiß.

Doch in ihrer Toleranz und Schmiegsamkeit läßt die Hoffnung Varianten ihrer Erfüllung zu, sie läßt sogar zu, daß ihre Erwartungen umgesetzt werden. Die Hoffnung reicht von ihrer Kurzform, daß etwas Begonnenes, etwas Gewagtes, gut ausgehe, bis zur Bereitschaft für „Unverhofftes“, von dem Heraklit sagt, daß es nur der Hoffende finden kann,¹⁵ von der Vorstellungskraft der Hoffnung Unerreichtes.

Im Unterschied zum Vertrauen (§ 17), das einem Wink folgt, und das vollkommen befreit, ist Hoffnung von Dunkel umgeben.

Sie geht dem Licht nach, das sie selber wirft: es ist die ‚Zukunftsperspektive‘ der Gegenwart, ihre Aussicht, die Nichtversperrtheit ihrer Bewegung: die willkommene Zukunft. Vom einen zum andern leitet die Hoffnung weiter: sie allein *begründet Zukunft*, während Überdruß, Pessimismus, Sorge, Angst genau genommen das Gegenteil begründen: daß Zukunft nicht sein sollte, sondern endlich Schluß.

Andere könnten hinzufügen: auch ein Zustand vollkommener Seligkeit, oder absoluten Friedens, oder wie man es nennen mag, begründe das Gegenteil von Zukunft, sei

¹⁴ Goethe, Maximen und Reflexionen, 1133.

¹⁵ Heraklit, frg. 18.

der Zeit ledig. So denken sich manche die Ewigkeit, oder das Nirvana wird gelegentlich definiert als „Friede, wandelloser Zustand“ (Suttanipada 204) – Ideen, Glaubensvorstellungen, an deren Rand das urteilende Denken haltmacht.

Richtig ist, daß Hoffnung dort erlischt, wo Unveränderlichkeit sich selbst beschließen würde. Hoffnung, die Begründerin der Zukunft, lebt in der Welt der Neuheiten, des unersättlichen Wandels. Es hätte keinen Sinn, zu sagen: ich hoffe, daß alles gleich bleibt. Allenfalls: ich hoffe, daß diese oder jene befürchtete Störung nicht eintritt oder daß sie sich in Gutes wandelt.

Hoffnungslos, Wunsch eines Hoffnungslosen, wäre darum die Wiederholung des Gewesenen (§ 18), auch wenn sie möglich wäre. Wem die Zukunft nichts zu bieten scheint, der sehnt sich zurück.

Von Hoffnung scheint Kierkegaard – auf der Ebene des Weltlichen, wo sie doch zu Hause ist – nicht viel zu halten. Er hat für sie, gleich zu Beginn, dem Lob der Wiederholung gegenüber, nur leicht geschürzte Apostrophierungen: „reizendes Mädchen, das unseren Händen entflieht“, „lockende Frucht, die nicht sättigt“, „leichte Pläne der Hoffnung“, „Unruhe der Hoffnung“ (7 und 8).

Aber etwas vornehmer ist sie doch. Ihre Unerschöpflichkeit – solange es Wandelbares gibt – läßt sie mit der des Anfangs verwandt sein.

Man könnte zwar ihre Unerschöpflichkeit wieder einmal als schlechte Unendlichkeit schelten. Dann nämlich, wenn man ‚Zeit‘ isoliert, als sei sie eine Wesenheit an sich. Denkt man aber, daß Hoffnung Zukunft begründet, mehr noch, daß sie gute Zukunft erliert, dann fängt man an, Zukunft aus der Hoffnung herzuleiten, statt Hoffnung aus der Zukunft.

Man könnte denken, Zukunft sei, was Hoffnung und An-

fang zusammenlegt. Aber das Vor-mir des Anfangs ist nicht Zukunft. Wo ist es und wann? Es ist in mir und ist doch nicht die Gegenwart, die mein Dasein ist. Es ist das Vor-mir in mir. Vor-mir, wenn ich ihn denke: dann ist er und bin ich außer mir. Und vor-mir, indem ich selbst fort und fort etwas anfangen, in immer neuen Anfängen den Anfang vergegenwärtigen. Der Anfang ist das einzige, was rein wiederholbar ist, sich gleich, und doch nie gewesen. Der reine unzeitliche Moment, der alles durch ihn Angefangene Wirkliche unwiederholbar macht.

Diese sich fortwährend freigebende Wiederholbarkeit setzt den Anfang nicht niedriger als die andersartigen Ideen von Nirvana oder von in sich stehender Ewigkeit; nur daß der Anfang in ungeschwächter Vollkommenheit sich im alltäglichsten Tun und Erfahren bereits gibt. Daß er sich wiederholbar macht alle Morgen. Daß in ihm die Hoffnung nicht erfüllt ist, sondern entspringt, von Anfang zu Anfang.

§ 25 *Kein Ort für Wiederkehr*

Das „psychologische Experiment“ der wiederholten Berliner Reise mußte fehlschlagen, nicht nur weil der Komplex der Verhältnisse auseinandergefallen war, die Dinge nicht mehr an ihrem Zeit-Punkt standen, sondern auch weil der Experimentator in den vergangenen Komplex hineingehörte und sich hätte verdoppeln müssen (§ 19). Nietzsche war darin konsequent. Die von ihm erschaute „ewige Wiederkehr des Gleichen“¹⁶ nimmt den ganzen Troß des Weltalls in aller Fülle und Breite mit.

¹⁶ So wie er sie im Vordergrund malt, und wie auch Heidegger sie zunächst ernsthaft behandelt in „Nietzsche“ I.

Nur das *Ganze* (wenn es denn das Ganze gibt) kann gleichbleibend wiederholt werden.¹⁷

Diese Wiederholung ist sogar erlebbar – als ausgemalter *Gedanke*. Der in Gedanken Erlebende findet sich im Kreisen des Ganzen enthalten, anders als der, der eine bestimmte begrenzte Wiederholung experimentiert, indem er sie zu *machen* versucht.

Wem dieser Gedanke – „nie hörte ich Göttlicheres“ – aufging, dem geschah dies schon „unzählige Male“ und dem wird es wieder geschehen, wenn er nach der vollen Umdrehung des Riesenrades wiederauftaucht, wann „alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt wieder zusammenkommen“.¹⁸

Der Gedanke, wie immer er zu verstehen sein mag in den Ergründungen des Nihilismus, muß auf der ersten Ebene des Wortsinnes stimmen, wenn er tragen soll. Und er stimmt als Gedanke der *Wiederholung*.

Wiederkehr (ebenso *Wiederkunft*) ist der falsche Name.

Mag sich alles zusammen wiederholen, ich kehre nicht wieder. Wohin? *Wiederkehr* ist: an einen Ort kommen, an dem ich gewesen bin und von dem ich abwesend war. Den ich wiedererkenne und wo ich wiedererkannt werden kann. Aber da ist kein Ort, der mich wieder aufnimmt. Ich war von keinem Ort getrennt und fern. So gibt es keine *Ankunft*.

Mit allem zusammen, wohin ich gehörte, war ich verschwunden, sozusagen hinter das Sein getreten auf seiner Bahn, und mit all diesem komme ich irgendwann als der Gleiche wieder hervor. „Alles in derselben Reihe und Fol-

¹⁷ „Wiederkunft‘ im Einzelnen zu bejahen und zu verlangen, geschieht daher allein angemessen, richtet der Wille sich auf die ‚Wiederkehr‘ des Ganzen in dessen Pluralität.“ Severin Müller, *Topographien der Moderne*, München 1991, 152 f.

¹⁸ Nietzsche, *Aufz.* Nr. 114.

ge“.¹⁹ Die „unzähligen Male“ waren und werden sein soviel wie *einmal*, völlig mit einmal *kongruent*, es wäre kein *Wieder*, das vollkommen Gleiche würde sich löschen ins Einmal.

„Im Gleichen ist die werdende Anwesenheit des einen Identischen gedacht“, erklärt Heidegger.²⁰

Damit dem Werden „der Stempel des Seins aufgeprägt“ werden kann, muß es seine Rechte ans Vergehen abtreten; so geht es nicht seiner Wege, sondern beugt sich dem Kreisgang, der Verhinderung jeden Ausscherens, dem Urbild der Beherrschung, der vollkommenen Geschlossenheit – dem Sein dargebracht, das im Theater des umschwenkenden Werdens sich an sich selbst weidet. „Gipfel der Betrachtung“: Der Denker von diesem Gedanken hingerissen hat sich an die Stelle des Seins selbst versetzt, als wäre dieses ein denkendes Wesen.

Es ist die Größe des Gedankens, dies zu können.

Blickt aber der Denker aus eigener Stelle, als Mensch, dann ist Werden für ihn nicht Sein, und die ihm zukommende Zeit „kommt nie, um zu bleiben, sondern um zu gehen“ (so grollt der ehrliche Kierkegaard) (§ 20).

Der menschliche Standpunkt spaltet den ewigen Kreis, auf dem er steht, sauber in Werden und Vergehen, ihm geht es nicht wie dem den ganzen Kreis des Werdens umrollenden und einziehenden Sein; das bringt ihn auf, er müßte neidisch und rachsüchtig werden – und darum tut die „Erlösung“ von der „Rache“ not.

Rache gegen den eigenen Gedanken, der das ewige Sein vermochte, – denn der Mensch genießt und vollbringt die Ewigkeit des ins Sein hinein Werdenden nur im Geist, nur im Willen, „dem Werden den Charakter des Seins aufzu-

¹⁹ Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft, Nr. 341.

²⁰ In: Nietzsche II, 11.

prägen“. Dieser „höchste Wille zur Macht“ behauptet, was nicht ist, d. h. was empirisch anders ist. Was den konkreten Menschen im Leben wurmt und benagt, ist des „Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr ‚Es war‘“, das „Leiden am Vergehen“. Das stimmt einfach nicht zusammen mit dem von der Macht des Seins erfüllten Gedanken. Diese Verstimmung, diese „Rache“ deswegen, lebt sich aus in Trübsinn, Trauer, Trotz.

Die „Erlösung“ von „des Willens Widerwillen gegen die Zeit“ und seiner Rachsucht ist das *Ja* zum Vergehen. Nicht ein Ja der Resignation, sondern, mit Heidegger, ganz listig: es ist „der Wille, daß das Vergehen bleibe“. Aber wie? „daß es als Vergehen nicht stets nur geht, sondern auch kommt“, „daß das Vergehen und sein Vergangenes in seinem Kommen als das Gleiche wiederkehrt“.²¹

Warum das Vergehen und das Vergängliche vermengen?

Wenn dem Willen das Vergehen verhaßt ist, dann doch, weil ihm das Vergängliche lieb ist – wenn es bloß nicht verginge? Wäre das Vergängliche ihm nicht lieb, wäre ihm das Vergehen nicht leid. „Der Widerwille gegen die Zeit setzt das Vergängliche herab“, behauptet Heidegger, und „Wie aber soll der Mensch die Erdherrschaft antreten können, wie kann er die Erde als Erde in Obhut nehmen, wenn er und solange er das Irdische herabsetzt, insofern der Geist der Rache sein Nachdenken bestimmt?“²²

Dieser ganze von Heidegger hervorgekehrte *Affekt gegen* die „Rache“, die ihm zufolge bald ihren Grimm gegen das Vergehen, bald gegen das Vergängliche richtet, ist

²¹ Heidegger, *Wer ist Nietzsches Zarathustra?* in: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, 113.

²² Ebd. 112 und 113.

nun aber der Rachegrimme gegen die „Gipfel“-Gedanken, die „Ewiges“ zu erschauen meinten. Rache an allen Menschen jahrtausendalten Sehnsüchten, Visionen, Illusionen, „überzeitlichen Idealen“, ²³ Glaubensmeinungen, Wunschdenken, Jenseitserwartungen, Hoffnungen, Infantilismen, Projektionen – wie man will.

Heidegger sieht im Versagen der Erlösung von der „Rache“ die metaphysische Verfangenheit Nietzsches; eine bleibende „Zerklüftung“.²⁴

C.-A. Scheier hingegen entdeckt in Zarathustras Visionen Augenblicke der Einheit, wo Mensch und Denker im „Singen“ eins sind, wo das Sich-Schaffen und Empfangen eins sind.

Er verweist das vordergründige, animalische Bild der ewigen Wiederkehr des Gleichen, so wie es Zarathustras Tiere verstehen und wie Schopenhauer es erklärt,²⁵ in den Abgrund und läßt Nietzsche ihn überwinden durch den „ursprünglichen Gedanken der ewigen Wiederkunft“, durch den der Wille sich „in seinen eigenen Ursprung aufgabe, aus dem er als ein Wille wiedererstände, der (noch) nicht Widerwille ist“.²⁶

Der Kreis wird nun zum Zirkel: Wie vermag die „schaffende Seele“ „sich in ihrem Schaffen zu empfangen?“ „Wie vermag sich das Schaffen selbst zu schaffen?“²⁷

Sollte die „Erlösung“ von der „Rache gegen die Zeit“ gelungen sein: die *Zeit* ist unerlösbar – unredeemable –,

²³ Ebd. 113.

²⁴ Ebd. 118.

²⁵ C.-A. Scheier, *Nietzsches Labyrinth. Das ursprüngliche Denken und die Seele*, Freiburg/München 1985, 222 f.

²⁶ Ders., *Friedrich Nietzsche. Ecce auctor. Die Vorreden von 1886*, Hamburg 1990, S. XCVIII, vgl. LXXXIX.

²⁷ Ebd. S. XCL.

wenn vergangene und zukünftige Zeit ineinander enthalten sind. Dann ist *alle* Zeit „eternally present“.²⁸

Unentrinnbarkeit des Seins, wenn so gedacht.

Dagegen das Löschen, erlösend, als dieses die mächtige, ganze Vergebung – „Seht ich mache alles neu“ – trägt den unscheinbarsten Vornamen: Nichts.

Sie löscht das eine und läßt das andere bestehen. Ein einziges Gelöschtes sprengt schon den Ring der Seinstotalität.

Mit dem Umdenken des Seinsringes zum „Ursprung“ hat Scheier einen „Ab-Grund“ freigemacht.

In sublimer Exegese hat er Nietzsches Verlangen nach Ursprung, nach Reinheit des Ursprungs, dieses Nicht-Ablassen, immer wieder Hinlangen, weg- und abgelesen von Nietzsches gar so eindrücklicher, scharfgestochener Zeichnung ewiger Wiederkehr des Gleichen, in die es gefangen bleibt.

§ 26 Unterschiede

Wo das Sein keinen Raum läßt, kann das ‚Nichts‘ nicht verstanden werden als Wahrheit, Freiheit, Spiel, Vergebung, Zeitlosigkeit, als Möglichkeit, Mittel, Grenze, Auslichtung des Seins; da nennt man es nur im Nihilismus und in den Schattenlöchern des Seins.

Wo das Sein keinen Raum läßt, ist es das Ganze, und das Ganze hat keine Zukunft. Das Einzelne in seiner Position auf dem Kreis meint Zukunft zu haben, aber die ist schon durch das Vergangene besetzt, hat nichts Neues zu bieten.

²⁸ T. S. Eliot, *Four Quartets I*, London 1963.

„Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und jeder Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge.“²⁹

Wo soll dann die Mahnung ansetzen, die „Aufgabe“ sei, so zu leben „daß du *wünschen* mußt, wieder zu leben“ (XII, Nr. 116), und die Frage bei allem, was „du tun willst: ist es so, daß ich es unzählige Male tun will?“

Heidegger bringt es fertig, den ins Auge fallenden Widersinn aufzuheben:

„Wenn du das Dasein in die Feigheit und in die Unwissenheit ableiten läßt mit all ihren Folgen, so wird diese wiederkommen, und sie wird jenes sein, was schon war.“³⁰

Somit ist die Sache logisch geworden und dazu moralisch: insofern einer sich beweisen will, was er war und wird, findet er „im nächsten Augenblick“ Anlaß zur Überwindung seiner „Feigheit“ und „Unwissenheit“, – je nachdem, was er für ein Bild von sich macht. Die Ewigkeit „wird in deinen Augenblicken und nur da entschieden“ (ebd.).

Dieses „entscheiden“ ähnelt ein wenig dem Eifer eines an die Prädestination Glaubenden, der sich durch seine Erfolge im Leben erweisen will, daß er zu den Auserwählten gehört.

Heidegger beugt vor: Bei der fatalistischen Verrechnung des Wiederkunftgedankens „bedenken wir nicht mehr, daß wir als zeitliches, sich überantwortetes Selbst der Zukunft im Willen überantwortet sind und daß die Zeit-

²⁹ Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft*, 341.

³⁰ Heidegger, *Nietzsche I*, Pfullingen 1961, 398.

lichkeit des Menschseins erst und allein bestimmt, wie denn der Mensch in diesem Ring des Seienden steht“ (ebd. 399).

„Erst“ und „allein“? Der wiederholte Ausdruck „überantwortet“ übermalt die Sache fatal.

Die Ewigkeit und *wie ich in ihr stehe* scheint da entscheidender als das *spontane* Handeln aus Mut (statt „Feigheit“), aus Freimut, aus Großmut, – das nicht nötig hat, sich zu fragen, will ich es unzählige Male tun?

Wo das Sein keinen Raum läßt, nichts durchläßt – „entschlüpfen ist nicht möglich!“ –, gibt es keine Wahl, keine Änderung, nur das Wieder-Gleiche.

Wird im selben Stück aus dem Nachlaß der „Gedanke der Wiederkunft als *auswählendes Prinzip*“ bezeichnet, so letztendlich im ätiologischen Sinn. Wirkliche Wahl erschafft Neues, verändert, negiert, ästet aus. Wahl ist gegen Totalität. Wie denn auch das kreative Schaffen hauptsächlich auf Weglassen beruht.

„Alles wird und kehrt ewig wieder“ (ebd.): die gleichen Erfahrungen von vorn („es wird nichts Neues daran sein“), die gleiche Dummheit, das gleiche Versagen, die gleiche Depression, die gleiche Schuld: alles wie es nun *einmal* ist.

Das Grausen davor, daß zur kompletten Wiederkehr des Gleichen auch all das nun einmal Elende gehört, bringt den Gedanken nicht von sich ab, der jeden Ekel und Überdruß durchwatet, bis er zur allesbejahenden Lust der Ewigkeit gelangt. Lust, die so dionysisch „reich“ ist, „daß sie nach Wehe durstet, nach Hölle, nach Haß, nach Schmach, nach dem Krüppel, nach *Welt*, – denn diese *Welt*, o ihr kennt sie ja!“³¹

³¹ Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Vierter und letzter Teil, Das trunken Lied, 11.

Ehrfürchtig berichtet Heidegger vom großen tragischen „Jasagen zur Notwendigkeit des Bösen und des Leidens und der Zerstörung“, und wie die Verachtung zu einem „Vorbeigehen“ wird, nachdem sie den Ekel vor dem Verachteten abgelegt hat.³² Es war Zarathustra schwergesunken, „die Wiederkehr auch der kleinen Menschen als notwendig“ zu erkennen. Heidegger fährt fort: „Allein auch die Kleinen *sind*, und als Seiende kehren sie auch immer wieder, sie sind nicht zu beseitigen, sie gehören auf die Seite jenes Widrigen und Schwarzen.“ (Ebd. 312)

„Sie sind nicht zu beseitigen“, die „kleinen Menschen“. Der beiläufige Satz übertrifft das vorherige Grausen. Nur weil es leider nicht geht? Sonst würde man ... ?

Und warum sollten allenfalls die „kleinen Menschen“ zu beseitigen sein, und nicht ihre Enge, ihr Elend?

Das ist, weil sie keine Zukunft haben, die nicht schon gewesen ist. Nichts zu ändern. Ihnen ist nicht zu helfen. Man kann bestenfalls „an ihnen vorbeigehen“, wenn man meint, nicht zu ihnen sondern zu den großen Menschen zu gehören.

Warum muß das Elend, das Böse und Häßliche nicht nur hingenommen, sondern auch verewigt werden? Es ist, weil das Sein als das *Ganze* gedacht wird. Sein ohne Nichts. Sein ohne Zukunft, ohne Anfang.

Ein Gedanke, der keine Wahl läßt.

Er ist daher nicht zu widerlegen, nur als Ganzes abzuwählen.

Dieser Gedanke der ewigen Wiederkunft des Gleichen, „diese höchste Form der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann“,³³ steht für allerart uniforme Weltanschauungen des Jasagens, oder des Neinsagens, oder der Indif-

³² Heidegger, Nietzsche I, 315.

³³ Ebd. 263.

ferenz, *gegenüber* dem Unterschiede machenden, ausgrenzenden, anfangenden Wählen.

„Das Leben und den Tod lege ich euch vor, den Segen und den Fluch ... Wählt das Leben.“ (5 Mos. 30, 19)

Das ist kein Sprung in die Religion; sondern Erwägung. Es gibt Religionen der Jasager, auch religiöse Ansichten des Jasagens. Was ist grundsätzliches vorsätzliches Jasagen anderes als Unterwürfigkeit?

§ 27 *Dunst*

Jasagen zu allem kommt erst richtig in Form, wenn es „übermütig“ und überschwenglich wird im Fordern und alles „so *wie es war und ist*, wiederhaben will, in alle Ewigkeit hinaus, unersättlich *da capo* rufend (...) zum ganzen Stücke und Schauspiele“.³⁴

Da capo ruft das Publikum, wenn ein Stück ihm ungemün gefallen hat. Bei einer mäßigen Darbietung rührt es die Hände wenig. So bilden sich Erfolge heraus. Das Gutbefundene wird verstärkt, das Schlechtbefundene abgesetzt.

Anders in Nietzsches Text. Er will das *ganze* prächtige und üble Weltschauspiel „wiederhaben“, den ganzen Ring wieder, dem er zögernd und gespannt nachsagt: „Wie? Und dies wäre nicht – *circulus vitiosus deus?*“ (Ebd.)

Es ist bei weitem nicht nur Nietzsche, dem ‚Gott‘ einfällt, wenn ihn das Grauenhafte und Leidvolle, das vitium der Welt zu einem „übermütigen“ Ja hinreißt.

Das „tremendum“ des Göttlichen, oder einige Stufen weiter unten der „schreckliche Gott“ Jupiter in Sartres Flie-

³⁴ Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Das Religiöse Wesen*, Nr. 56.

gen, jederart Glaube, der seinen ‚Gott‘ nach dem Bilde des menschlichen Herrschers formt, dem blinde Unterwerfung gebührt, der das bißchen Glück und das viele Leid schickt, dem man opfert, am besten alles, dem gegenüber man „schlechthinnige Abhängigkeit“ empfindet – derartige Vorstellungen gehören alle in die Familie des „circulus vitiosus deus“; samt andersbenannten Unterwürfigkeiten, wie sie Heideggers Texte durchzittern, der nicht umsonst Nietzsches ewiger Wiederkunft so inbrünstige Interpretationen widmet. Zu gerne hypostasiert er selbst – gleichnishaft natürlich – Sachen zu ehrfurchtgebietenden Wesenheiten, nennt die Sprache „die Herrin des Menschen“ und beklagt die Umkehrung dieses „Herrschaftsverhältnisses“;³⁵ die Freiheit „besitzt den Menschen“ und wer „befiehlt uns ins Denken“. Nicht zu reden von den „Schikungen“ des Seins und seinem „Walten“ und den „Gewährungen“ allenthalben.

Nicht als sollte Ehrfurcht aus Geist und Gemüt ausgeräumt werden, es fragt sich nur, Ehrfurcht vor wem oder was: nicht vor Herrinnen und Herrschern, sondern vor den Armen, Schwachen, Niedrigen, den „kleinen Menschen“.

Und wenn „dienen“, dann diesen, den Niedergedrückten.

Es sind zwei mögliche kohärente Weltansichten, die einander nicht widerlegen können, und die beide zu weit greifen, um nachkontrollierbar zu sein.

Auf der einen Seite der „circulus vitiosus deus“, der Glaube an den unentrinnbaren Ring bzw. an den Herrscher-Gott, bzw. an die unentrinnbare Welt prinzipiell wiederholbarer Erfahrung bzw. epistemischer Theorien, die das trockene Ja zu ihrer Geschlossenheit fordern.

³⁵ Heidegger, Vorträge und Aufsätze, 140 = 184.

Auf der anderen Seite die geöffnete Welt, die sich wählend schafft, die bereit ist für die Möglichkeit der Visionen und in der es mit den Tatsachen „noch nicht abgetan ist“;³⁶ eine Welt, deren Gott „erwählt“ sein will.

„Du hast dir heute den Herrn erwählt.“ (5 Mos. 26, 17)

Der „erwählte Gott“ ist der im Menschen Angekommene, der in eins mit dem Menschen das Wählen ist, weglassend das Üble, aussinnend, was gut erscheint zu bleiben, zu werden. Gott im Menschen, das ist die Einfalt, dem eigenen Gutdünken zu trauen, die Phantasie, es weithin zum Stimmen zu bringen, die Lust, damit zu leben. Es ist auch der Freimut, neinzusagen zum „circulus vitiosus deus“, zur Welt wie sie nun einmal ist, zum Herrschergott, von dem es im Buch Prediger heißt: „Alles was Gott tut, das ist für immer. Dem gibt es nichts hinzuzufügen und davon ist nichts wegzunehmen. Gott hat es so gemacht, daß man Furcht vor ihm habe. Was ist, ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist schon lange da.“ (3, 14-15)

Und dann ganz konsequent: „Ja, alles ist Nichtigkeit“ (v. 19) – oder „Dunst“, wie Martin Buber es übersetzt.

Das zirkuläre Denken ist das massive, undurchlässige Seinsdenken (auch wenn es für ‚Sein‘ andere Ausdrücke gebraucht), das sich nicht auf das Nichts versteht und statt dessen nur die „Nichtigkeit“, das Nichts als „Dunst“ kennt.

Dieser Dunst steigt aber aus dem Sein selbst, läßt es verdunsten mit seinem Anspruch auf Ganzheit, Allesheit und ‚sonst nichts‘.

Merkwürdigerweise ist „Nichtigkeit“ also das Ergebnis eines totalisierenden Seinsdenkens, während das einge-

³⁶ Wittgenstein, Schriften I. Die Tagebücher, 8. Juli 1916.

räumte Denken des Nichts dem Sein Klarheit und Wertigkeit verleiht, das Seiende in seiner unabschließbaren Vielheit hegt und ihm mehr eröffnet, als was dieses Seiende selber ist: was es nicht-ist.

Im alttestamentlichen Schöpfungsmythos ist das Erschaffen ein Scheiden und Unterscheiden.

„Gott schied zwischen Licht und Finsternis.“ (Gen. 1, 4) Erschaffen wird das Licht, oder das Sein, aber das bedeutet nicht die Alleinherrschaft des Lichtes, oder des Seins. Finsternis hat hier nicht die johanneische metaphorische Qualität des Bösen. Das Nichts hat nicht die Qualität der Seinsbedrohung. Hier ist nicht jene Unterscheidung am Werk, die Schlimmes, Böses abscheidet und fallenläßt – diese Inanspruchnahme einer wundervollen Möglichkeit des Nichts.

Sondern hier im Schöpfungsbericht wird allererst und immerfort aus dem ungeschiedenen Chaos geschieden, was alsdann kraft seiner so erhaltenen Grenzen gegen-sätzlich zusammengehört und ineinanderspielt, von daher stets auseinander kennbar und trennbar auch in seiner Verschlungenheit.

Die Grenzen des Seienden bieten das Glück des Überstiegs, aber eben nicht in ein Außer-Seiendes, das zwangsläufig ein metaphysisches wäre, sondern dahin, wo die Seinsworte nur noch „Nichts“ sagen können.

Ein leises Erdbeben in der Sprache, ein stilles „Anrennen gegen die Grenzen der Sprache (...) Aber (es) deutet auf etwas hin.“³⁷

Fängt das Denken nicht gerade da erst an, wo es unbefangen vor dem Nichts steht, wo es sich nicht mehr nur der Übung beugt, den Kreis zu schließen, der Übung des schlüssigen Denkens? So daß statt dessen alles, was das

³⁷ Wittgenstein, Schriften 3, 68 f.

Denken zuvor an Richtigem zu sagen wußte, ihm nur wie die Vorarbeit gilt, dahin zu kommen, wo es sich öffnet.

Tatsachen sind geschlossen, das Mögliche ist offen. Auch Mögliches läßt sich, wenn auch leise, sagen. Auch dafür mag es eine „richtige Methode der Philosophie“³⁸ geben. Nur wenn man es als ein Tatsächliches ausgibt, nur dann müßte man sich nachweisen lassen, man habe „Metaphysisches“ gesagt, Sätze gebaut, die teils Zeichen mit, teils ohne Bedeutung enthalten (ebd.).

(Was als richtig gesagt gilt, kann sich mitunter als das Metaphysischste von allem entpuppen, ein todernstgemeintes Spielzeug.)

Das Mögliche braucht nicht ein Gaukelspiel der Phantasie zu sein. Es können die vom Gegebenen ausgezogenen Linien sein, die es zeichnen. Nur daß es davon mehrere gibt. Wie auch im Leben eine und dieselbe Sache so oder so ausgehen kann.

Das Mögliche kann mit gediegener Vernunft ausgeforscht werden, aus einer Folgerichtigkeit des sicher Bekannten. So gehört es noch dem an, „was der Fall ist“. Aber das Mögliche ist nicht bloß das noch nicht Wirkliche, das man eben prognostiziert. Da es immer noch eine andere Folgerichtigkeit und folglich eine andere Möglichkeit gibt, steht das Mögliche zur Wahl.

Somit wird es zur Möglichkeit des ‚*Sich einschaltens*‘. Die bewußtgemachte Wählbarkeit modelliert Mögliches mehr und mehr als ein ‚erwünschtes Mögliches‘. Das gilt vor allem für die freistehenden Interpretationen des Weltgangs, es gilt für das ‚Weltbild‘, für die „Art, das Leben zu beurteilen“.³⁹ Wer freilich sich scheut, zu seinen Wünschen zu stehen, dem ist nicht zu helfen.

³⁸ Wittgenstein, Tractatus 6.53, in Schriften I, Frankfurt a. M. 1969.

Die vernünftige Option ist der Sinn des denkenden Umgangs mit dem Möglichen. Denn möglicherweise bestimmt die getroffene Wahl das, was wirklich sein wird. Sicher bestimmt die Wahl das Denken. Sie bestimmt es bereits an einer flüchtigen Öffnung des Kreises: ob es dort schleunigst wieder einbiegt, um vom Radius der Gewißheit gesteuert weiterhin das Gewußte zu umkreisen, oder ob es sich – noch allen folgenden Optionen zuvor – an sein erstes Ziel gelangt findet. Wo ihm das Nichts aufgeht als allem Wissen innig zugehörig, es profilierend zu einem Gesicht, das ausschaut.

³⁹ Wittgenstein, Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß, hg. von G. H. v. Wright, Frankfurt a. M. 1977, 122 f.